

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 42

Sonntag, den 17. Oktober

1915

## Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Konstanze, ich bitte dich, sei nicht so hart, nicht so unversöhnlich. Was ich getan, ich tat es um deinet- und um der Mutter willen. Gönnen mir jetzt wenigstens den Frieden in diesem Heim, das ich so teuer erkaufte.“

Konstanze lacht, jenes metallene, hart klingende Lachen, das Marianne schon am Abend so tief verletzete.

„Phrasen, mein Freund, nichts als Phrasen. O ja, es klingt so edel, so selbstlos, ich tat es für dich, für die Mutter! Erbärmliche Feigheit! Warum sagst du nicht einfach: mir graut vor dem Leben in Entbehrung und Armut an deiner Seite?“

„Weil es eine Lüge wäre, und ich keinen Grund habe, die Unwahrheit zu sagen!“ erwidert er fest und ernst. An ihrer Leidenschaftlichkeit, ihrer zügellosen Erregtheit erstarrt seine Kaltblütigkeit und Ruhe. Er sieht urplötzlich Konstanze in einem anderen Lichte. Er sieht in ihr nicht mehr das edle, hochherzige Mädchen, für das er sie bisher gehalten, sondern ein rachsüchtiges, von Leidenschaften durchwühltes Weib. Ein Grauen erfasst ihn. Wie Schlangenblicke schillern ihre dunklen Augen zu ihm herüber.

„Ja, Herbert, du hast recht. Spiele dich jetzt nur als Held auf, ich gönne dir das Gaukelspiel. Helfen aber wird dir deine Duldermiene nicht, ich werde dein Leben rücksichtslos zerbrechern, wie du das meine zerbroschen hast. Dann aber klage nicht, dann denke an die Stunden namenloser Qual, die dieser Vorsatz in mir zur Reife gebracht.“

„Gut, Konstanze, tue, was du nicht lassen kannst! Aber eines bitte ich mir aus! Schone Marianne! Sie ist noch ein Kind, ein liebes, unwissendes Kind, entweihe mit deinem Gifthauch nicht auch ihr junges Leben. Sie glaubt an mich, sie hat mich lieb, lasse wenigstens ihr ihre Illusionen. Ich habe mich schwer genug an ihr veründigt!“

„Das ist deine Schuld, du mußt sehen, wie du mit dem Leben, das du dir selbst geschaffen hast, fertig wirst. Rechne dabei nicht auf meinen Großmut, ein zertretenes Herz hat es verlernt, großmütig zu sein. Auge um Auge! Zahn um Zahn!“

„Konstanze, ich bitte dich noch einmal, sei nicht grausam! Was tat Marianne dir daß du sie so hassest! Wohl! nahm sie den Platz ein, der eigentlich dir gehörte, aber sie tat es unbewußt. Kennst dein

Herz kein verzeihendes Mitleid?“ — „Mitleid!“ Sie lacht wieder spöttisch, grausam. „Nein, Mitleid kenne ich nicht, nur Rache. Mitleid ist der Ausfluß eines schwachen Herzens, ich aber will stark sein. Stark wäre ich in meiner Liebe gewesen, wenn du sie nicht verraten hättest, stark werde ich auch im Hase sein. Du aber, Herbert von Strehlen, hüte dich, meine Rache noch mehr herauszufordern! Du darfst die Tochter des Emporkömmlings nicht lieben, nie, niemals. So weit darfst du dich und mich nicht erniedrigen! Das Herz, das einer Konstanze Wanderott gehört, darf niemals einem anderen Weibe zu eigen sein.“

Tiefe Stille folgte diesen leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten, wie festgebannt hängen die Blicke der beiden jungen

Menschenkinder ineinander, langsam, ganz langsam löst Konstanze den brennenden Blick von Herberts Antlitz, dann wendet sie sich ab, und ohne ein weiteres Wort eilt sie den weißen Pflanzweg entlang, der zum linken Schloßflügel führt.

Mit gesenktem Haupt und müdem Schritt ersteigt Herbert die Stufen der Veranda. Sein Gesicht ist bleich, und in den unstillen Augen liegt ein schmerzlicher Blick. Er sieht Marianne nicht, die ihm hoch aufgerichtet, kühl und stolz entgegentritt. „Herbert!“ Er schreckt zusammen; mit unartikuliertem Laut taumelt er zurück. „Marianne, du? Wie kommst du hierher?“

„Ich suchte dich, Herbert, ich wollte dich hier erwarten, so hörte ich alles. Aber nicht, um dir Vorwürfe zu machen stehe ich hier, sondern um zu überlegen, was nun

werden soll.“ — „Was nun werden soll? Marianne, du willst doch nicht — um Gottes willen —“

„Nicht von dir trennen? Nein, Herbert! Was Gott vereinigt hat, das soll der Mensch nicht trennen. Wir müssen das Leben zu ertragen suchen, so lange wenigstens als wir es bei Anspannung all unserer Kräfte vermögen. Und wenn wir unterliegen, Herbert, wenn das Schicksal uns dennoch niederzwingt, ja dann helfe uns Gott, Uebermenschliches kann er von uns nicht fordern.“

„Marianne, du bist edel und großherzig, ich gäbe mein halbes Leben dafür, hätte ich dir diese Stunde ersparen können.“

Sie richtet ihre schlante Gestalt empor; ihr reines, stolzes Auge flammt ihn an.

„Ich brauche dein Mitleid nicht, Herbert. Die Schuld, die dir aufgebürdet, kann durch nichts ausgelöscht werden. In meinem heiligsten und edelsten Gefühlen hast du mich beleidigt, hast das Vertrauen, das ich dir willenlos gegeben, schändlich mißbraucht. Eine Kluft gähnt zwischen uns, so tief und groß; — sie wird sich niemals überbrücken lassen. Wir werden nebeneinander leben



Der Hafen von Saloniki.

...dun quod einam u...  
...dun quod einam u...  
...dun quod einam u...

...die Welt...  
...die Welt...  
...die Welt...

...wie zwei Menschen, die sich innerlich völlig fremd, durch die Hän-  
...wie zwei Menschen, die sich innerlich völlig fremd, durch die Hän-  
...wie zwei Menschen, die sich innerlich völlig fremd, durch die Hän-

...Marianne! glaubst du, ich würde ein solches Leben ertragen?  
...Marianne! glaubst du, ich würde ein solches Leben ertragen?  
...Marianne! glaubst du, ich würde ein solches Leben ertragen?

...Ist eine Tat darum entschuldbarer, weil hundert andere  
...Ist eine Tat darum entschuldbarer, weil hundert andere  
...Ist eine Tat darum entschuldbarer, weil hundert andere

Herbert blickte auf  
sein Weib. Wie stolz, wie  
unnahbar sie vor ihm  
steht. Wie kalt und  
fremd, die samtnen brau-  
nen Augen blicken, die  
ihm noch vor kurzem in  
warmer, verheißungs-  
voller Liebe geleuchtet!  
Sein Stolz, sein männ-  
liches Ehrgefühl häumt  
sich gegen Mariannes  
Vorschlag auf, aber er  
zwingt es nieder. Sie  
allein ist ja die Be-  
leidigte, sie allein hat  
ein Recht, die Sühne zu  
bestimmen. Er preßt die  
Zähne so heftig in die  
Unterlippe, daß ein war-  
mer roter Tropfen her-  
vorquillt.



Straßenbild aus Saloniki.

„Es ist gut, Mari-  
anne!“ sagt er dann  
langsam, als koste ihn  
jedes Wort übermensch-  
liche Anstrengung. „Ich  
habe an dir gesündigt  
und werde büßen, so hart  
mir die Buße auch er-  
scheint. Du hast ein Recht,  
Sühne zu fordern.“

Er blickt zu ihr hinüber, er sucht ihre Augen, doch sie blickt an  
ihm vorbei in den duffenden, vom Sonnenschein überfluteten  
Garten.

„Ich danke dir, Herbert, daß du meinen Vorschlag ange-  
nommen hast. Für heute wirst du mich wohl entschuldigen, ich  
muß erst das Gleichgewicht meiner Seele wieder finden.“

Sie geht an ihm vorbei auf die Tür zu. Er öffnet sie schweigend  
und läßt sie hindurchgehen. Die Schleppe ihres weißen Kleides  
streicht leise raufend über den Fußboden. Die Tür zum Speise-  
zimmer schließt sich wieder, dann ist Baron Herbert allein. Er  
lacht auf, grell und schneidend. Der kurze Liebesroman in seiner  
Ehe hat sich schnell abgespielt; kalte, graue Alltäglichkeit ist zurück-  
geblieben. Nun, ihm ist's recht, die Rolle des zärtlichen Ehemannes  
lag ihm ja auch nicht. Mit hallenden Schritten geht er auf den  
Steinfliesen der Veranda auf und ab, er sucht umsonst das un-  
angenehme Gefühl los zu werden, das Mariannes Worte in  
ihm wachgerufen, sucht umsonst sich einzureden, es sei ihm so  
recht. Ein fast leidenschaftliches Verlangen erfaßt ihn, diese schöne,  
stolze Frau an seiner Brust zu halten, sie zu zwingen, sich ihm  
wieder zuneigen. So hat er sich doch in ihr getäuscht; nicht ein  
Kind ist sie, sondern ein selbstbewußtes Weib oder hat erst diese  
Stunde des Leidens das Kind zum Weibe gereift? In toller Hast  
eilt der sonst so ruhige, gleichmäßige Mensch die Stufen der  
Veranda wieder hinab; er stürzt sich auf sein Pferd, ein toller,  
wilder Reiter soll ihm das verschwundene Gleichgewicht seiner  
Seele wiedergeben.

Marianne ist in ihrem Zimmer zusammengebrochen, all die  
künstliche Selbstbeherrschung, die sie eben gezeigt, ist von ihr ge-  
wichen. Stunde um Stunde sitzt sie regungslos im Sessel, die  
Hände im Schoß gefaltet, die Augen mit leerem, starrem Blick  
in die Ferne gerichtet. Sie kann nichts denken, der Kopf schmerzt  
ihr zum Berspringen, die vergangenen Stunden erscheinen ihr

...wie ein böser Traum. Vielleicht mag sie hier, an diesem  
Seite, so lange sie es vermag; diese Lüge, diese  
fest bei ihr. Niemand soll erfahren, wie fürchterlich sie leidet  
ob auch das heimlich getragene Leid an ihrem Lebensmarke zeigt,  
sie will und muß der Welt ein lachendes Antlitz zeigen. Sie ist  
sein Weib, daran ändert keine Macht der Welt mehr etwas, denn  
Gottes Bande binden fester als Menschenbände. Aber wird sie  
es ertragen können Tag um Tag, Stunde um Stunde, in kühlem  
Fremdsein neben dem Manne herzgehen, den sie liebt mit der  
ganzen Leidenschaft ihrer Seele? Wird die Sehnsucht nach Glück  
und Liebe nicht größer sein als ihre Willensstärke? Und Konstanz?  
Wird sie nicht jede Gelegenheit wahrnehmen, um sie zu demütigen?  
Wird sie nicht Herbert mit dem ganzen Zauber ihrer dämonischen  
Schönheit zu umgarnen suchen? Wie aber wird sie das ertragen?

Laut aufstöhnend birgt Marianne das Antlitz in ihren Händen.  
O, daß sie weinen könnte! Tränen lindern den Schmerz; aber  
auch diese Linderung ist ihr versagt. Und keinen Menschen hat sie,  
dem sie ihr Leid klagen kann, allein, ganz allein muß sie es tragen.  
Ein kleines Gedicht kommt ihr in den Sinn, das Tante Erna ihr  
als Leitmotiv ins Tagebuch geschrieben. Ihr Tagebuch, ihr Trost  
in trüben und ihr Freund in frohen Stunden. Wie gut kannte  
Tante Erna doch die menschliche Seele, wie  
recht hatte sie, als sie  
beim Ueberreichen des  
Tagebuches sagte:

„Schreib' all dein Den-  
ken und Empfinden, all  
dein Tun und Handeln  
da hinein, und du wirst  
sehen, Marianne, wie  
notwendig dir ein solcher  
Freund ist. Die Freude  
drängt uns zur Mit-  
teilung, die Freude ver-  
mögen wir auch oft  
Menschen mitzuteilen,  
die unserm Herzen nicht  
so nahe stehen, der  
Schmerz aber macht das  
Herz herbe und ver-  
schlossen; nur einem ganz  
vertrauten Freunde ver-  
mögen wir im Schmerz  
unser Inneres zu er-  
schließen.“

Ja, ihr Tagebuch. —  
Marianne öffnete eine  
Schublade ihres Schreib-  
tisches und holt das kleine  
in rotem Saffianleder  
gebundene Buch hervor.

Nun mußt du wieder  
mein Freund sein, du  
liebes, kleines Buch,  
murmelt sie traurig, „und  
doch hatte ich geglaubt,  
dich jezt entbehren zu

können, jezt einen Freund zu besitzen, dem ich die geheimsten  
Regungen meiner Seele anvertrauen könne. Vorbei! Für immer  
vorbei! Er will meine Liebe, mein Vertrauen nicht, ihm ist beides  
ja nicht notwendig zum Leben.“

Sie öffnet das kleine Buch. Wie traumverloren ruht ihr  
Blick auf der ersten Seite. Ein weicher, sehnsuchtsvoller Schein  
kommt in ihre Augen, ihre Lippen zittern leise in zurückgedrängtem  
Schmerz. Aber dann flammen ihre Augen plötzlich auf in wieder-  
erwachter Energie. Nein, nicht den Kopf hängen lassen, starr  
sein will sie, eine echte Diefeld. Ihre Mutter war es nicht, sie aber  
fühlte etwas in sich von dem Sturmut des alten, tapferen Ge-  
schlechtes, sie fühlt plötzlich, wie innig sie Tante Erna geistesver-  
wandt ist. Ihr Geist umschwebt sie, in ihrem Geiste, der ihr aus  
den ersten Zeilen des Tagebuches entgegenleuchtet, will sie weiter  
handeln. Sie liest halblaut das kleine Gedicht, das die erste Seite  
füllt:

So sei auch du! — Zum Himmel schau empor und lerne;  
Er, der in schlichter Bläue niederlacht, —  
So lang es Tag, verhüllt er seine Sterne,  
Doch herrlich leuchten läßt er sie bei Nacht.

So sei auch du! — Im Glücke still bescheiden,  
Prahle mit dem Glanze deines Innern nicht!  
Jedoch die düstern Nächte deiner Leiden  
Durchleuchte mit der eignen Sterne Licht.

Und darunter ein Wort von Schiller: „Gib deinem Schmerze Worte;  
Harm, der nicht spricht, erstickt das volle Herz und macht es brechen“.

Mechanisch blätterte sie in dem Buche, kleine Szenen aus  
den Tagen der Kindheit traten wieder lebhaft vor ihren G. ist.  
Die Gegenwart mit ihrer Not und ihrem Schmerze versinkt, sie  
steht sich wieder in dem großen, finsternen Haus am Stadtgrat n,

... in dem die Blumen nur spärlich blühen, in dem aber dafür eine Unmenge gesedelter Säger ihr Wesen treiben. Im bequemen Polsterstuhl auf der weinmuntken Veranda sitzt die Mutter, ängstlich die Stellen auswählend, wo die spärlich hereinfallenden Sonnenstrahlen die stets Fröstelnde erwärmen können. Die liebe, gute Mutter, mit den stillen, sanften Augen und dem träben Schmerzszug um den blassen Mund! Und neben der Kranken der stattliche Vater mit dem ruhigen, intelligenten Gesicht, das nur dann ein warmes Leuchten verleiht, wenn er sich zu dem geliebten Weibe niederbeugt. Ganz still nur durfte die kleine Marianne zu der Mutter Füßen sitzen, den Kopf auf ihre Knie gelehnt, indes der Mutter durchsichtig blasse Hand zärtlich über die reiche, goldige Lockenflut ihres Kindes strich. Wie hatte es dann schmerzlich gezuckt in den feinen, verhärteten Bügen, wie hatte die matte Stimme gebebt, wenn sie flüsternd sagte: „Mein Kind, meine Nanny! Wer wird für dich sorgen, wenn ich nicht mehr bin? Dann war Marianne leise weinend hinausgeschlichen in das dichte Laubgewirr des dämmerdunklen Gartens. Dann hatte sie geglaubt, ihr kleines Herz müsse brechen vor unsagbarem Weh, und ach, es war doch nicht gebrochen. Ein Kinderherz ist ja so elastisch, mag der Schmerz es noch so tief niederdrücken, immer und immer wieder schnell es empor. Kindertränen gleichen dem Sonnenregen, so plötzlich, wie er aus heiterem Himmel niedersfällt, ebenso plötzlich hört er wieder auf, und die lachende Sonne spiegelt sich in den hellen, blinkenden Tropfen, die auf Busch und Strauch zurückgeblieben sind.

Mariannens Blick gleitet gedankenverloren über die mit steiler Kinderschrift bedeckten Seiten, auf einem Blatte aber haftet der Blick länger, stärker.

„Ein seltsames Ereignis“, steht an dem Kopfende des Blattes. „Heute ist mir etwas gar Seltsames passiert. Koch klopf mein Herz stürmischer, noch fühle ich, wie mir das heiße Blut in die Wangen steigt, wenn ich zurückdenke. Ich sah in den Zweigen meines Kastanienbaumes, in dem ich fast immer sitze, wenn Papa im Bureau weilt und Mama ihr Ruhestündchen hält. Ich beobachtete die Spaziergänger, die über die Brücke gehen. Es sind ihrer nicht viele meist Menschen, die in eilendem Schritt zu ihrem Tagewerke gehen. Ganz einzelne gehen auch längs der Gartenmauer am Stadtgraben entlang. Auch er ging dort, von dem ich schreiben möchte, und er sah so tieftraurig aus, daß es mir ganz eigen und weh ums Herz wurde. Lange stand er still und starrte in das trübe Wasser. Ich konnte sein Gesicht deutlich sehen, denn er stand gerade unter dem Baume, in dem ich saß. Es war ein hübsches, offenes Knaben-gesicht, aber auf seinen Bügen lag viel Angst und Qual.

„Es wäre ja alles vorbei, wenn ich mich entschließen könnte, da hineinzu springen!“ sagte er plötzlich halblaut. Ich schrie auf, aus Angst, er möchte sein Vorhaben ausführen, und durch meinen Schrei erschreckt, blüht er empor. Er staunt, verwirrt sehen wir einander an, dann plötzlich ging ein Lächeln über sein finsternes Gesicht, es war, wie wenn die Sonne plötzlich durch dunkle Wolkenmassen blüht. Und dann klagte er mir seine Not, er hatte Schulden, Spielschulden, die er dem gestrengen Vater nicht offenbaren durfte. Ich eilte ins Haus. Welch ein Glück, daß heute mein Geburtstag war und daß mir Papa eine Geldsumme geschenkt, die gerade hinreichte, seine Schuld zu löschen. Wie seine Augen aufleuchteten bei meinen Worten, welch liebe, gute Augen er hat, und doch wollte er das Geld nicht nehmen. Er ist ja ein so feiner Herr und wie mir scheint, furchtbar stolz. Schließlich nahm er's doch als Darlehen gegen monatliche Rückzahlung. Ich habe ihm versprochen, am Ersten jeden Monats hier im Kastanienbaum auf ihn zu warten. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Ach Gott, etwas so Schreckliches ist ja passiert, seit jenem Tage. Mein Mütterchen ist gestorben, mein liebes, gutes Mütterchen! Ich habe es nicht sterben sehen, Papa wollte mich nicht an das Sterbebett lassen. Zwischen Blumen hat man sie aufgebahrt, wie still und friedlich sie da auf den weißen Kissen lag, schöner noch fast sah sie aus als im Leben. Ich habe mich in den jetzt leeren Sessel auf die Veranda gesetzt und geweint. so

lange geweint, bis meine Augen ganz heil und trocken geworden sind. Nun werde ich hier immer ganz allein sein. Niemand wird mehr „liebe, kleine Nanny“ zu mir sagen, niemand mich mehr küssen oder mir Haar und Wangen streicheln. Doch mitten in meinem Schmerz kam Tante Erna. Sie nahm meine Hand und führte mich an Mütterchens Sarg.

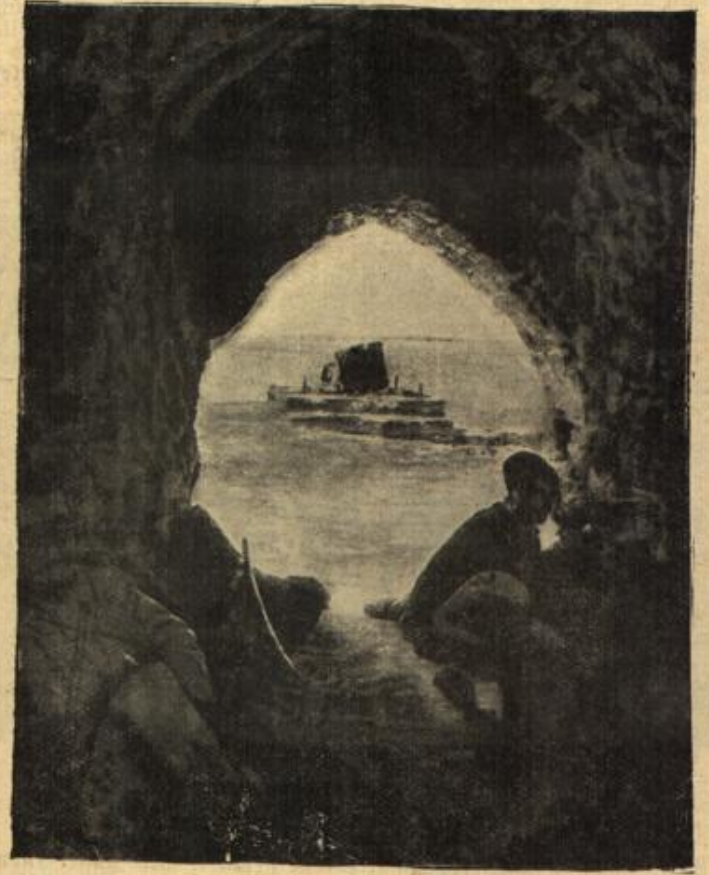
„Marianne!“ sagte sie sehr ernst, aber doch freundlich, „du darfst um die Tote nicht all zu sehr trauern. Gönnen ihr die himmlische Ruhe, sie hat sie wohl verdient. Du aber mußt deinen Schmerz bezwingen, mußt lernen, auch das Schwerkste im Leben klaglos zu ertragen.“ Sie ist eine starke, mutige Frau, und doch so gütig, die liebe Tante Erna, ich möchte ihr gerne gleichen. Ich habe mich bemüht, die Tränen, die mir immer wieder kamen, hinabzuschlucken, und ich habe es fertig gebracht. Nur als man Mütterchen in die schwarze, enge Grube senkte, habe ich noch einmal fassungslös geweint. Vater ist so still und ernst, ich fürchte mich fast vor ihm. Heute hatte er eine lange Besprechung mit Tante Erna. Ich hörte, wie sie von Mama sprachen und auch von mir. Als ich Papa „Gute Nacht“ wünschte, blickte er mich so eigen und lange an,

dann küßte er mich plötzlich, und ich kühlte etwas Feuchtes und Warmes auf meiner Stirn. Vater weinte! Mein kleines Herz krampte sich zusammen bei dieser Wahrnehmung, ich hätte ihm um den Hals fallen, ihn trösten mögen, aber er war schon wieder der kühle, ruhige Mann, der er immer gewesen. Heute schreiben wir den 20. September. Ein wichtiger Tag für mich, denn ich werde in einigen Stunden mit Tante Erna abreisen in die Heimat meiner Mutter. Darum also war Papa gestern Abend so seltsam; die Trennung von seinem Kinde tat ihm weh. Es klingt eigentlich hart, aber dennoch, ich kann nicht traurig sein über die Trennung, ich freue mich vielmehr, aus diesem kalten, finsternen Hause fortzukommen, in dem es ohne Mutter so öde und leer ist. Mein geliebtes Tagebuch aber soll mich begleiten, getreu werde ich alle Eindrücke meines neuen Lebens niederschreiben.

Schloß Bresfeld im Oktober. Nur bin ich schon eine ganze Reihe von Tagen in der Heimat meiner Mutter. Wie schön es hier ist, wie farbenprächtig die Wälder zur Herbstzeit leuchten! Der weite Park ist voll Blumen und Sonne, so ganz anders als der dunkle Garten daheim. Nun begreife ich, warum Mutter sich so nach ihrer Heimat sehnte. Wer einmal im Bann dieser dunklen Waldesaugen gestanden, muß sich nach ihnen ja zu Tode sehnen. Eins aber begreife ich nicht, Onkel Ferdinand, der Bruder meiner Mutter, hat meiner Mutter die Heirat mit

meinem Vater nicht vergeben können. Er ist doch sonst so lieb und gut, warum war er denn gegen mein armes Mütterchen so hart? Ist es denn so schlimm, wenn eine Tochter aus altadeligem Hause sich mit einem bürgerlichen Manne vermählt? Ich begreife das nicht. Es gibt viel Wunderliches, Unbegreifliches in der Welt. Manchmal grübele ich über die seltsamen Wege des Schicksals nach, aber Tante Erna sieht solch gedankenloses Träumen nicht gern, in ihr ist so reges, warm pulsierendes Leben, und so möchte sie auch ihre Umgebung sehen, immer heiter und frohen Mutes.

Pension Dubois, 10. November. Lange habe ich meinem Tagebuche nichts anvertraut. Es gab zu viel Wechsel, ich mußte mich erst zurechtfinden, mußte die fremden Eindrücke, erst sozusagen verdauen. Bierzehn Tage bin ich nun schon bei Madame Dubois; meine Kusine Hermine von Bresfeld ist auch hier, wir sollen zusammen erzogen werden. Ich konnte mich anfangs nur schwer an die Pünktlichkeit der Hausordnung gewöhnen, jetzt geht es schon besser. Hermine von Bresfeld ist ein liebes, freundliches Mädchen, stets heiter und gefällig, ich werde gut mit ihr auskommen. Ueberhaupt ist es hier ganz schön, wenn man sich nur erst an den Umgang mit gleichaltrigen Mädchen gewöhnt hat. Ich war ja so viel allein, Gespielinnen habe ich nie gehabt, da kann ich ja an dem Umgang mit anderen jungen Mädchen nicht gleich Gefallen finden. Heute habe ich auch mit Herminens Freundin Freundschaft geschlossen. Alexandrine von Holstein oder Komtesse Aliz, wie sie kurzweg heißt, ist ein sehr schönes Mädchen, eine stolze Erscheinung. Sie ist sehr vornehm, aber sie ist dennoch viel zu klug, um nur in dem Adel des Namens eine besondere



Granatenwirkung auf Seddul Bahr (Gallipoli).  
Durch eine Granate in eine Felswand gerissene Fensteröffnung auf das Meer.

Verzögerung zu sehen. Ich kann kaum begreifen, daß sie mich ihrer Freundschaft für würdig hält. Hermine, Miß und ich sind unzertrennlich, man nennt uns nur das „Steeblatt“.

Eine Menge Schilderungen aus dem Pensionatsleben folgen noch, dann kommt das Ende.

Pension Dubois im Bonnemonat Mai. Heute schrieb mir Papa, daß ich heimkehren solle. Tante Erna kommt, mich zu holen, auch Hermine kehrt mit uns zurück. Miß ist schon vor einigen Tagen abgereist. Ich freue mich sehr, Tante Erna und Papa wiederzusehen, aber ich habe solch heimliche Angst vor dem finsternen, kalten Hause. Wie wird es traurig und einsam sein, wie werde ich Mama vermissen. Aber Papa sehnt sich nach mir, ich muß doch zu ihm, es ist meine Pflicht. Seine Pflicht aber muß jeder erfüllen, wenn's auch zuweilen noch so schwer fällt. So will ich denn den Weg der Pflicht mutig gehen, der liebe Gott wird schon helfen.

Nun bin ich wieder daheim, aber welch ein Daheim! Das elegante Palais in dem rosenduftenden Garten, wird es wirklich meine Heimat sein? Ich fühle mich so beklommen in den weiten, luxuriösen Räumen, den vielen Dienern und Dienerinnen gegenüber.

Lange, lange hatte ich meinem Tagebuche nichts anzuvertrauen; mein Leben floß so glatt dahin. Papa überhäuft mich mit Geschenken und Kostbarkeiten aller Art. Wir müssen wohl sehr reich sein. Manchmal beneide ich die einfachen Arbeiter, die um ihr tägliches Brot ringen. Sie wissen doch, wofür sie leben, sie füllen einen Posten im Leben aus. Ich lebe nur, um mich zu amüsieren; auf die Dauer ist ein solches Leben aber unerträglich. Oft weiß ich wirklich nicht, was ich mit meiner Zeit anfangen soll. Ich wollte, ich könnte zu Tante Erna gehen, aber Papa wünscht es nicht des Onkels wegen, mit dem er noch immer auf gespanntem Fuße lebt. Im Haushalt darf ich mich nicht beschäftigen. Miß Baather, meine amerikanische Hausdame und Gesellschaftsterin, duldet es nicht, sie findet es nicht passend. Was weiß sie von der hausfraulichen Tugend, die ja gerade ein deutliches Mädchen auszeichnen soll. Tante Erna würde mir schon einen Posten im Haushalt übertragen, sie ist ja selbst so tätig und arbeitsam.

Schellhausen, den 24. März. Ich habe ihn wiedergesehen, ihn, an den ich so oft gedacht! Wie schön er geworden ist, wie groß und stattlich, und dennoch habe ich ihn auf den ersten Blick erkannt. Wie mein Herz klopfte, als Papa ihn mir vorstellte. Ich glaubte auch, er müsse mich wiederkennen, aber sein Blick streifte ruhig und kühl mein Gesicht. Das tat mir wehe, aber es gab mir augenblicklich meine Fassung wieder. Herbert von Strehlen, so heißt mein alter Bekannter, war sehr nett zu mir; er ist grundverschieden von all den Herren, die bis jetzt zu uns gekommen sind. Ob er wohl öfter kommt.

6. Mai. Bin ich glücklich? Ach Gott, ich weiß es selber nicht und dennoch pocht mein Herz so stürmisch, als Papa mich heute Morgen in sein Zimmer rief. Herbert war dort, ganz feierlich in Schwarz. Herrgott, sein Gesicht war so ernst, seine Worte klangen fast wie auswendig gelernt und dennoch, mein Herz jubelte, ich bin seine Braut. Papa und Miß Baather gratulierten mir, sie sagten mir so viel Schönes. Am Abend tranken wir Sekt. Ich sah neben Herbert, aber selbst der feurige Wein ließ ihn aus seiner fühlen Zurückhaltung nicht heraustreten. Wird er stets so kühl, so gemessen sein? Das wäre mir schrecklich, denn ich habe ihn gar zu lieb. Miß Baather findet sein Benehmen tadellos vornehm. Ach, was weiß sie mit ihren vierzig Jahren von der liebenden Sehnsucht eines kaum zwanzigjährigen Herzens?

12. Mai. Nun bin ich schon fast eine Woche verlobt; Herbert ist immer gleich freundlich, aber niemals bringt ein wärmerer Ton durch seine Worte, niemals gestattet er sich eine vertrauliche Bärtlichkeit, wie sie doch sonst unter Bräutleuten üblich ist. In vierzehn Tagen ist schon die Hochzeit, so furchtbar schnell; ich kann mich noch gar nicht an den Gedanken gewöhnen, schon so bald meiner Jugend Aube sagen zu sollen. Wenn nur Herbert nicht stets so ruhig und kühl wäre; wenn es so fortgeht, erriere ich an seiner Seite, denn ich gebrauche Liebe und Sonnenschein zum

Leben. Einmal sogar ertappte ich mich bei dem Gedanken, habe nur meines Geldes wegen um mich geworben, aber wie ich diesen Verdacht weit von mir. Er, der als Knabe so stolz war, ein kleines Darlehen von mir anzunehmen, wird als Mann sich nicht so weit fortwerfen, eine Frau nur um ihres Reichthums willen an sich zu fesseln; das wäre ja eine Nichtachtung der Frau, die sich ihm zu eigen gibt.

25. Mai. Heute ist der letzte Tag meiner Mädchenzeit, morgen werde ich Herbert angetraut. Noch einmal habe ich mein geliebtes Tagebuch hervorgeholt, noch einmal will ich ihm mein Denken und Empfinden anvertrauen. Von nun an wird mein Gatte an die Stelle dieser treuen Freundin treten. Herbert war in den letzten Tagen sehr lieb zu mir, ich habe ihm in Gedanken all meine Zweifel an seiner Liebe und Ehrenhaftigkeit abgeben. Nach der Trauung werden wir gleich nach Markitten, dem Stammschloß der Strehlen, gehen. Dort lebt Herberts Mutter, die seit einem Schlaganfall gelähmt ist, mit einer entfernten Kusine Herberts, Gräfin Konstanze Wanderott. Herbert sagt mir, sie sei sehr schön und stolz, da fürchte ich mich fast ein wenig vor ihr. Ich freue mich aber sehr, Herberts Heimat und seine Mutter kennen zu lernen. Ob sie mich wohl ein wenig lieb haben wird? Ob sie wohl so gut und freundlich ist wie mein verstorbenes Mütterchen? Unsere Hochzeit wird im kleinsten Kreise gefeiert. Da Herberts Mutter nicht kommen kann, so wünscht er keine große Hochzeit. Es ist mir auch so am liebsten; ich wollte nur, die Hochzeit wäre vorbei, ich finde es schrecklich, aller Augen auf sich ruhen zu fühlen. Herbert nahm mich heute in seine Arme, er küßte mich auf die Stirn, eine solche Lieblosung gestattete er sich sonst nie. Es wird wohl so sein, wie Papa sagte, diese kühle Zurückhaltung ist den Aristokraten anerkannt. Wenn wir uns erst ganz angehören, wird er gewiß noch herzlicher werden. Und nun „Leb' wohl!“ mein liebes Tagebuch! Leb' wohl! meine sonnige, frohliche Mädchenzeit. Leb' wohl! Es ist dies eigentlich ein Gruß der Trauer, ich bin aber gar nicht traurig über dieses „Lebe wohl!“; ich freue mich, nun bald dem Geliebten ganz angehören zu dürfen.



Schweizer Grenzwacht. Beobachtungspost an der Südgrenze.

Manianne läßt die Hände, die noch das Tagebuch halten, in ihren Schoß sinken, ein weiches, wehmütiges Licht schimmert in ihren Augen. Aber langsam nehmen ihre Züge einen harten, strengen Ausdruck an, die goldenen Funken, verschwinden aus den braunen Augensternen, düster werden sie, fast schwarz. Zum Wille der Mutter blickt sie empor, das über ihrem Schreibtisch hängt. Auch diese edle Dulderin hat still und klaglos gelitten, freilich auf ganz andere Art. Sie litt um die verlassene Heimat, um der Liebe willen, die ihr ihr Herz verschlossen hatten. Auch sie hatte in dem Gatten nicht das Ideal gefunden, das sie gesucht, seine Liebe, seine Treue aber hatte ihr unabwendbar gehört.

Ein harter Zug gräbt sich in Mariannens weichen Mund „Ja,“ flüstert sie, „besäße ich meines Gatten Liebe, ich könnte alles ertragen, nichts wäre mir zu schwer. So aber wird mein Leben einsam sein, nebeneinander werden wir leben, weil es vor Gott ja doch niemals eine Trennung gibt, aber keiner wird am Innenleben des andern jemals Anteil haben. Mit starker Hand will ich mein zuckendes Herz niederhalten, mag es heimlich verbluten, was schadet es? Herbert ist dann ja frei. Spotten aber soll niemand über mich und meine Liebe; die Tochter des Emporkömmlings wird zeigen, daß es auch bei uns stolze Herzen gibt, die sich nicht unterkriegen lassen. Mag denn der Kampf kommen, ich fürchte mich nicht, denn das Recht ist auf meiner Seite. Ich werde auch als ungeliebte Frau meinen Platz voll und ganz ausfüllen, nie soll ein Mensch erfahren, wie sehr ich in dieser Stunde gelitten habe.“

Sie schließt das Tagebuch wieder fort, dann geht sie hinaus, stolz und hoch aufgerichtet. Aus dem warmherzigen, glücklichen, frohen Kinde ist ein kühles, unnahbares, selbstbewusstes Weib geworden.

(Fortsetzung folgt.)



### Im Mädchenheim.

Stigte von Ella Schmidt.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

An solche Unterbrechungen war man gewöhnt. Am andern Ende ging die Unterhaltung bald weiter. In des unter den Älteren ein würdevolles Kopfnicken anhub, zum Zeichen, wie sehr des Kinderfräuleins Randbemerkung dem Allgemeinempfinden entspräche, drehte sich drüben das Gespräch um Hochzeitsbräuche und Wirtspreise. Elisabeth, wie die meisten von den Jüngeren, verlobt, führte einem einfachen Hochzeitsfest ohne den üblichen „Wirtschafts-Umbim“ das Wort. Eine mit einem Burischen verlobte Köchin behauptete, Würste unter zwei Mark das Pfund nicht essen zu können. In ihrem Haushalt würde es später nur vom Guten geben! „Nein,“ entgegnete die sehr offen sprechende Elisabeth, „dafür kaufe ich mir lieber einmal ein neues Zadenkleid.“ Darüber erhob sich Widerspruch auch bei der eigenen Partei. Aber die Angegriffene erzählte von einem Manne, der von seiner etwas zu gleichgültig gewordenen Frau zu sagen pflegte, sie habe es nicht mehr nötig, sich sein zu machen! Und mit jugendlicher Feierlichkeit fügte sie hinzu: „Nicht alle Tage in Freuden, doch hin und wieder eine rechte Freude!“ — Man wollte noch gern wissen, wie Elisabeth ihren Bräutigam kennen gelernt habe.

„Wehle“, die gewiß gemeint sei, als eigenständig und fähig zu sein, zeichnen; sie führe manchmal Neben über ihre eigene Stiefmutter und rede allen Verdienst in ihre Kleidung. Die Hórcherin entfernte sich wieder von der Tür und verhandelte den anderen Mädchen das Urteil der Vorsteherin über sie selbst. „Mir kann es gleich sein, ich habe eine gute Brotherrin, die einmal zu mir gesagt hat: ‚Ach, Elisabeth, wenn Sie nicht wären!‘ Aber ihr anderen seht doch, daß ihr euch in acht nehmen müßt!“ fügte sie hinzu. In demselben Augenblicke hatte nebenan die Frau Regierungsrat des alten Fräuleins ausgeschnittenes, schabiges, vates Samtleid gemustert und damit den geschmackvollen Sonntagsanzug des Dienstmädchens verglichen, das sie beobachtet hatte. Sie dachte: ich nehme das Mädchen doch; es hat eine aufrichtige Art, abgesehen davon, daß sein Auftreten in einem Haushalt mit Abendgesellschaften paßt, in dem alles tabellos sein muß! Schließlich hörte sie zu ihrem Mißvergnügen, daß das Mädchen keine Stelle suche.

Es gibt Naturen, die eine große seelische Kraft in gewöhnlichen Zeiten dazu verwenden, um fröhlich zu sein und fröhlich zu machen. Sie werden oft verkannt und für leichtsinniger gehalten als sie sind, und es bedarf oft wichtiger äußerer Geschicknisse, um zu offenbaren, wie ein wirklich Ernst die Quelle des echten Frohsinns war. — So war es auch mit Elisabeth Wehle. Als der Weltkrieg ausgebrochen, als im Sturm auf Vütich am 7. August 1914 ihr Bräutigam gefallen war, als ihre plötzlich sehr freundlich gewordene Stiefmutter zu einem billigen Preise ihr schönes Hochzeitskleid kaufen wollte, weil irgendeine Kusine sich bald kriegsstraßen ließe und gern der Verwandten den Verdienst gönne — hatte sie kurzerhand ihr teures Erbteil dem Roten Kreuz gebracht. Diese Handlung kam dem alten Fräulein, Vorsteherin des Mädchenheims, irgendetwas zu Ohren. Diese konnte nicht umhin, dem Dienstmädchen auf offener Straße sein Beileid und seine Bewunderung für die gewisse Tat auszusprechen. Sie hat sich aber später geärgert, daß



Französische Opfer englischer Flieger.

„Durch meinen Bruder natürlich,“ sagte Elisabeth leise. Als man mehr wissen wollte, fügte sie hinzu: „Mein Bräutigam hatte gesagt: ‚Du, soll ich Cure Elisabeth nehmen?‘ und mein Bruder hatte geantwortet: ‚Versuchen kannst du es ja; bekommen — tuft du sie doch nicht!‘“ Als dann die Magentranke erzählte, sie sei in dem Laden gewesen, der Elisabeths Eltern gehöre, jedenfalls stünde „Wehle“ daran — griff das Mädchen plötzlich in die Tischunterhaltung am weniger harmlosen Tische ein, die sich augenblicklich um das Wort „Kinderlieb“ drehte. Es mochte nicht ewig daran erinnert sein, daß seine Stiefmutter für Laden und Haushalt zwei Mädchen besoldete, daß sein Vater, der ziemlich wohlhabende Kaufmann, Jbsen und Bloem las, von denen sie, die Tochter, in Gesellschaften sprechen hörte, wenn sie Schlüssel anreichte! Nach dem Essen gingen viele wieder fort zur Arbeit. Wer stellensuchend oder, wie Elisabeth Wehle, für die Zeit der Sommerreise seiner Herrschaft hier war, machte es sich bequem. Elisabeth genoss heute das Ledersofa, das ihr niemand streitig machte, da sie den ganzen Vormittag an der Nähmaschine genäht hatte: einen Teil seiner schweren Baden reinen Leinens nämlich, den sie gestern zu Bettwäsche zurechtgeschnitten hatte. Das Leinen war ererbt von ihres toten Mütterchens Urhahne, einer reichen Bauerntochter aus Bielefelds Umgebung. Vor Elisabeth hatte keine Tochter es nötig gehabt, von dem Leinen Gebrauch zu machen. Es war so schwül und still. Man vernahm von draußen her das Schienenscharren der Straßenbahnen. Im Zimmer der Vorsteherin aber, die Besuch haben mußte, hörte man den Namen „Elisabeth Wehle“ aussprechen. Die erhob sich leise und sah durchs Schlüsselloch hinüber. Bei der Vorsteherin stand eine Dame, eine Frau Regierungsrat, die gegenüber wohnte, mit ihrem Mädchen wecheln wollte und — wie sie erklärt hatte — die Blond-

sie sich dazu herabgelassen. Denn über Elisabeths ernstes, gefasstes Gesicht war außer dem alten eigentwilligen noch ein sehr — be-lustigter Ausdruck gehuscht.

### Barmherzigkeit.

Novelle von Berner Granville Schmidt.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Ded zu, Kind!“ flehte Hanna gepreßt. Mitleid und Grauen erfüllten sie vor dem anlagenden Märtyrerblick dieser dunklen Kinderaugen, vor Gerb Paetow und seinem Haus. „Sieh hier,“ fuhr sie fort, um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. „Dies soll dein neues Sommerkleid werden. Magst du es?“ Die Kleine nickte eifrig; ein heller Schein flog über ihr vergrämtes Gesichtchen. „Darf ich nicht ein bißchen hierbleiben?“ bettelte sie zaghaft. „Wie heißt du denn?“ fragte Hanna. „Toni Paetow!“ antwortete das Mädchen und blickte in angstvoller Frage zu der Näherin auf. Hanna Gromann nickte: „Na ja, Toni, wenn du schön artig bist, darfst du ein bißchen bleiben. Nachher gehst du aber auch zu deiner Mama und leistest ihr Gesellschaft!“ „Ja—a!“ versprach das Kind gedehnt und suchte sich einen Stuhl, um in stummer Andacht das Werden seines Sommerkleides zu beobachten. — Nachmittags, Toni hatte das Zimmer schon wieder verlassen, kam Gerb Paetow und brachte eine Tasse Kaffee. Dem jungen Mädchen pochte das Herz in harten Stößen.

„Dank, Herr Baetow!“ erwiderte Hanna leise, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. „Ich kann mich redlich ernähren und habe meinen Frieden.“

Gerd Baetow machte sich unschlüssig im Zimmer zu schaffen. Endlich wagte er einen neuen Vorstoß: „Wie geht's Ihnen denn jetzt?“

„Danke, gut!“ erwiderte Hanna leise, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. „Ich kann mich redlich ernähren und habe meinen Frieden.“

Gerd Baetow seufzte hörbar auf. Er kämpfte mit einem Entschluß und räumte verlegen das Mittagsgeschirr zusammen.

Plötzlich drehte er sich scharf herum und stieß hastig abgerissen hervor: „Hanna, — Sie sollen nicht gar zu schlecht von mir denken! Das macht mich ganz elend, wenn ich daran denke. — Mutter drängte so, daß ich eine Frau nahm, die Geld hatte. — Meine Frau ist aus Stettin, von Mutters Verwandtschaft. Damals, ich wußte wahrhaftig nicht mehr, wo mir der Kopf stand, habe ich zu allem „Ja“ gesagt.“

Hanna Gromann hatte peinvoll den Kopf noch tiefer gesenkt. Umsonst versuchte sie ihn zu unterbrechen. Nun, da er sekundenlang Atem schöpfte, bat sie gequält: „Lassen Sie das doch, Herr Baetow! Das ist ja nun doch alles tot und vergessen.“

Aber der Mann schüttelte verbissen den Kopf. — „Nein, Hanna, ich muß mir das vom Herzen wälzen. Ich hab' daran getragen, all die langen Jahre — und ich habe dafür büßen müssen.“

„Herr Baetow, wir haben alle unser Päckchen zu tragen!“

Hanna begriff selbst nicht, wie ruhig sie das hatte sagen können in diesem Augenblicke.

„Päckchen?“ — Der Mann lachte verzweifelt auf. — „Wissen Sie denn, was ich durchgemacht hab' in dieser Ehe? — Und wenn man zum Schnapsglas greift, wundern sich die Leute.“

„Herr Baetow, Ihre Frau liegt krank hier im Hause!“ Hanna Gromanns Stimme bebte; mit zitternden Händen rastete sie ihre Nähutensilien zusammen.

Da kam Gerd Baetow zur Besinnung. „Bleiben Sie, Hanna!“ bat er rauh, „ich gehe schon.“

Minuten nachdem er gegangen war, zitterten dem jungen Mädchen noch vor Aufregung die Glieder.

Die nächsten Stunden blieb sie mit sich allein. Erst als sie sich bereits zum Aufbruch rüstete, hörte sie wieder Gerd Baetows schweren Schritt vor der Tür.

„Was will er denn nun noch?“ dachte sie bitter; „ist der Kelch meiner Leiden nicht schon übervoll?“

Diesmal blieb Gerd Baetow aber zwischen Tür und Angel stehen. „Hanna“, bat er mit bedrückter Stimme, „würden Sie mir einen Gefallen erweisen? Mit meiner Frau steht es schlimm! Würden Sie so lange bei ihr bleiben, bis ich eben zum Arzt gelassen bin? Wollen Sie, Hanna?“

Es lag ihr auf der Zunge, ihm zu sagen, daß sie für ihn nicht mehr kurzweg „Hanna“, sondern „Fräulein Gromann“ sei; aber sie fand doch nicht den Mut dazu. Wozu auch schließlich? Wenn ihre Arbeit hier getan war, trennten sich ihre Wege ja doch wieder.

So neigte sie denn zustimmend den Kopf und folgte ihm nach dem Schlafzimmer. Aber vor der Tür blieb sie zögernd stehen, und zum erstenmal richtete sie eine Frage an ihn: „Herr Baetow, Ihre Frau weiß doch nichts — von damals?“

„Mein Wort, Hanna — nichts!“

Er hatte schon die Tür geöffnet und ließ das junge Mädchen eintreten.

„Lizette,“ sprach er in das Halbdunkel hinein, „ich gehe eben zum Arzt. Fräulein Gromann bleibt so lange bei dir.“

Es wurde wieder still im Zimmer. Der Mann war gegangen, und Hanna Gromann war allein mit der Kranken. Ihre Augen mußten sich erst an die hier herrschende Dämmerung gewöhnen, ehe sie das Bett fand.

„Fräulein, haben Sie auch noch Zeit?“ forschte die Wirtin, deren spitzes Raubvogelgesicht müde und apathisch aus den rot- und weißgewürfelten Kissen hervorjah.

„Gewiß, Frau Baetow!“ versicherte das junge Mädchen und rückte sich einen Stuhl ans Kopfende des Bettes. „Wollen Sie noch irgendetwas haben?“

Die Kranke hob abwehrend die abgekehrte Hand. „Danke, Fräulein! — Sind die Kleider fertig?“

Ein unterdrückter Seufzer entrang sich dem Munde des jungen Mädchens.

„Nein, Frau Baetow, morgen habe ich noch ein paar Vormittagsstunden daran zu arbeiten.“

„Und dann können Sie gleich anfangen und ihr 'n Trauer-

„Nee, Fräuleinchen, das weiß ich besser.“ beschied die Wirtin sie trocken. „Jawoll, ich hab' mal gehorcht, wie mein Mann mit dem Arzt sprach. Ein Jahr hat er mir noch gegeben. — Das sind jetzt achtzehn Monate her. — Von Rechts wegen leb' ich also eigentlich schon ein halbes Jahr zu lange.“

Ein Lächeln verzerrte den schmalen Mund der Kranken; aber in dieser Stunde wirkte es wie eine faunische Grimasse.

Dem jungen Mädchen fröstelte. Sie sehnte förmlich Gerd Baetows Rückkehr herbei und lauschte auf jedes Geräusch. Die Kranke bemerkte ihre Unruhe nicht. In ihren Augen lag einfebriger Glanz und glühende Röte zeichnete sich wieder auf ihren knochigen Wangen.

„Eja, wozu hat man sich all die Jahre geschunden und geplagt?“ nahm sie das Gespräch wieder auf. „Die paar Kröten, die man sich zusammengespart hat, gehen nachher ja doch in alle Winde. Wenn mein Mann erst allein ist, weiß ich ja, wie es wird. Den ganzen Tag die Kümmeleflache auf dem Tische, bis alles verlubert ist. Wenn er sich bloß nicht nachher 'ne Person ins Haus nimmt, die alles mitverwirschaftet und das Geschäft verlottern läßt. Er muß 'ne ganz Energische haben. — Ach, es ist 'n Elend, wenn man da so zwischen raus muß!“

Ein Hustenanfall ersticke die Rede der Kranken; ein trockner, weher Husten war es, unter dessen Qual sich die Gestalt der Frau zusammentrümmte. Stöhnend presste sich die Leidende die Bettdecke vor den Mund. Als sie sie wieder sinken ließ, zeigte der Ueberzug ein paar Blutflecke.

Eine Weile war es still zwischen ihnen. Die Wirtin lag regungslos mit geschlossenen Augen. Hanna Gromann kam sich ganz überflüssig vor; aber sie wagte es doch nicht, ihren Platz zu verlassen.

„Wie sonderbar,“ dachte sie, „nun sitze ich hier an dem Bette dieser Frau — Gerd Baetows Frau!“

Plötzlich öffnete die Kranke die Augen wieder und versuchte sich etwas aufzurichten. Schnell schob ihr Hanna ein Kissen unter. Die Frau dankte ihr mit den Augen. „Die Toni! — Ist die Toni hier?“ forschte sie unvermittelt.

Das junge Mädchen zuckte die Achsel. „Ich weiß nicht, Frau Baetow! Soll ich gehen und sie suchen?“

„Nein, lassen Sie sie nur spielen!“ Ein gequälter Ausdruck kam in die Züge der Mutter, als sie leiser fortfuhr: „Die wird auch froh sein, wenn ich nicht mehr bin!“

„Frau Baetow!“ — Hanna Gromann legte ihr beschwörend die Hand auf den Arm. — „Doch, Fräulein!“ beharrte die Kranke eigeninnig. „Schließlich habe ich selbst die Schuld, wenn sie mir keine Träne nachweint. Manchmal habe ich sie 'n bißchen zu scharf angefaßt. — Fräulein, seh'n Sie, ich hab' das Kind mit in die Ehe gebracht. Immer hat ihn das Kind an den andern erinnert, und dadurch kam dann Streit. Zuletzt gewöhnte er sich auch noch das Kümmele trinken an. — Was hab' ich manchmal 'ne But auf die Deern gehabt! — Nicht mehr vor Augen seh'n hab' ich sie mögen!“

Die Frau hielt erschöpft inne und starrte zur Zimmerdecke empor. Draußen flappete hart eine Tür ins Schloß. Gerd Baetow kam mit dem Doktor.

Hanna Gromann erhob sich. „Ade, Frau Baetow,“ verabschiedete sie sich hastig; „gute Besserung und auf Wiedersehen morgen!“

Die Frau erwiderte den Druck ihrer Hand kaum. Nur eine leichte Wendung des Kopfes zu der Stehenden hin verriet, daß sie die Worte des Abschieds gehört hatte.

An der Tür trafen sich Hanna Gromann und Gerd Baetow. Der Arzt hatte schon das Krankenzimmer betreten; nun standen sie sich wiederum an diesem Tage allein gegenüber. Gerd Baetow sah erhöht aus und eine lebhaftere Röte färbte sein Gesicht.

„Bei drei Ärzten war ich,“ stieß er erregt hervor. „Keiner zu Hause! Diesen hab' ich ganz aus der Hasenfstraße geholt. Es ist zum Verzweifeln, wenn man so von Tür zu Tür laufen muß. — Schläft sie?“

„Eben wachte sie noch; aber ich glaube, sie ist sehr matt,“ entgegnete Hanna, ohne den Blick zu ihm zu erheben.

Gerd Baetow nickte schwer und langsam. „Danke auch, Hanna!“ sagte er gepreßt.

„Bitte!“ — Sie hastete schon an ihm vorüber, ehe er, wie beabsichtigt, ihre Hand ergreifen konnte. Draußen spiegelten sich schon wieder die bunten Lichter in dem schwarzen Wasser des Hasenbeckens: ein paar Sterne flackerten durch das Gewölk und



General Aleksejew, der neue russische Generalfeldmarschall unter dem Zaren

Die franke Frau hatte doch recht behalten. Hanna Gromann konnte am folgenden Morgen darangehen und für die Toni ein Trauerkleid schneiden; denn Lisette Paetow war in der Nacht anst und schmerzlos verschieden.

Im Sterbepause stand alles auf dem Kopf. Gerd Paetow benahm sich so wenig unschlüssig wie ein hilfloses Kind, und in der Küche saß jammernd Toni; halb angezogen, hungrig und durstig; denn seine Seele kümmerte sich heute um sie.

Da kam es ganz von selbst, daß Hanna Gromann etwas Ordnung in diese Wirrnisse brachte. Sie stellte Gerd Paetow vor, daß er nun hingehen mußte, um alles wegen der Beerdigung ins Reine zu bringen. Mit stumpfer Gleichgültigkeit hörte er ihr zu, nahm dann aber gehorlich den Hut vom Nagel und ging.

Als er fort war, beruhigte sie die Kleine, half ihr beim Anziehen und lockte dann einen starken, heißen Kaffee. Dabei mußte sie noch alle Augenblicke in die Gaststube laufen, um die eintretenden Gäste auf Gerd Paetows Rückkehr zu vertrösten.

Reichlich zwei Stunden dauerte es, ehe er die nötigen Wege erledigt hatte. Wie er wieder kam, langte er sich sofort die Kümmelflasche herunter, um die erschlafte Lebensgefährtin wieder etwas anzuregen; aber Hanna rief ihn in die Küche und stellte eine Tasse dampfenden Kaffees vor ihn hin.

„Gut, Herr Paetow, das belebt besser auf nüchternen Magen.“ Ohne Widerspruch setzte er sich und löffelte schweigend das heiße Getränk aus. Nachher ging er in die Gaststube und bediente die Nachbarn und Freunde, die gekommen waren, um ihm ihre Teilnahme zu bezeigen. Mittags rief Hanna ihn zum Essen in die Küche. Er stocherte apathisch in den Speisen umher und warf einen unsicheren Blick auf seine Tochter, als kannte er sie gar nicht, so sauber und sorgfältig war sie angezogen. Im übrigen schien er es wie etwas Selbstverständliches hinzunehmen, daß Hanna in der Küche schaltete und alles so geräuschlos den gewohnten Gang ging. Zur gewohnten Stunde, da sie sonst Feierabend zu machen pflegte, rüstete sich Hanna zum Aufbruch. Gerd Paetow begleitete sie bis an die Tür.

„Nun trennen sich unsere Wege wieder, und alles ist später bloß wie ein sonderbarer Traum.“ Schoß es Hanna durch den Sinn, als sie an seiner Seite den finsternen Flur entlangschritt. Zwischen Tür und Angel wagte er noch eine Bitte: „Hanna, könnten Sie nicht die nächsten Tage noch wiederkommen? Ich kann mich doch nicht um alles kümmern, und die Toni ist sonst ganz ohne Aufsicht. Ich würde sie so ungern zu Fremden geben.“ Hanna fühlte die Augen des Mannes in bänglicher Frage auf sich ruhen. Einen Augenblick überlegte sie; dann neigte sie zustimmend den Kopf. „Um des Kindes willen will ich es versuchen, bis Sie aus dem Aergsten heraus sind. Dann müssen Sie sich aber nach anderer Hilfe umsehen.“

Er ergriff ihre Hand mit ein paar unbeholfenen Dankesworten und diesmal ließ sie sie ihm, weil er ihr Leid tat in seiner zerrissenen, jeelischen Stimmung.

Sie trugen Gerd Paetows Weib zur letzten Ruhe. Toni war unter Hannas Obhut im Hause geblieben und beschäftigt sich in der Küche mit ihrer Puppe. Hanna Gromann wirtschaftete derweilen in der Wohnung. Sie segte die verstreuten Blütenblätter aus den Totenkranzen zusammen; sie öffnete die Fenster, damit der beklemmende Blumenduft, der alle Räume durchschwängerte, entweichen konnte, und die alte Ordnung herrschte, wenn der Witwer vom Grabe heimkam. Ihr kam es gar nicht zum Bewußtsein, daß sie ihre Hände wie eine Magd regte für einen, der ihr einst ein bitteres Leid angetan hatte. Sie empfand es einfach als Menschenpflicht, hier helfend einzugreifen, damit sich Gerd Paetow nicht gleich total festwirtschaftete. Was nachher kam, ging sie nichts an; das lag auf den Schultern der Frau, die er nun an der Verbliebenen Stelle in sein Haus führen würde. — Ob er wohl eine bekam, die ihm das Seinige zu Rate hielt; die ihn auf den rechten Weg zu leiten verstand und dem Kinde eine gute Mutter wurde? —

Das junge Mädchen senkte auf und strich sich eine widerpenstige Haarlocke aus der Stirn. Was ging sie schließlich Gerd Paetow und sein ferneres Schicksal an? Hatte er sich damals darum gekümmert, was aus ihr wurde? Ihre Frauen zogen sich zusammen; aber als im nächsten Augenblick die kleine Toni aus der Küche kam und sich wie schuchselnd an sie schmiegte, konnte sie schon wieder lächeln und fand ein freundliches Wort für Gerd



General Rukh, der wiederberufene Oberbefehlshaber der russischen Nord-Armeen.

„Sie hatten trösten Ihnen aus dem Leben...“  
 Gerd Paetow machte sich ungeschlüssig im Zimmer zu schaffen. Er dachte an die kleine Toni, die er nicht aufpassen konnte. Die kleine Toni war in der Nacht anst und schmerzlos verschieden. Die kleine Toni war in der Nacht anst und schmerzlos verschieden. Die kleine Toni war in der Nacht anst und schmerzlos verschieden.

„Nun bleib' auch hübsch artig!“ „Kommst du morgen nicht wieder?“ forschte die Kleine enttäuscht. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit ließ sie schon mit den aufsteigenden Tränen kämpfen. Da fühlte sich Hanna Gromann schwach werden.

„Wenn er nur etwas sagt, daß ich nicht für immer gehen muß, daß das Kind nicht ganz verlassen ist,“ schoß es ihr durch den Kopf.

„Ach ja, Hanna,“ warf Gerd Paetow schnell ein, denn ihr Zögern hatte ihm Mut gemacht, „lassen Sie sich doch noch mal sehen, — um des Kindes willen. Eine Fremde kann und will ich mir nicht ins Haus nehmen. Toni hätte dann doch einen Anhalt und ich könnte viel ruhiger sein.“ Hanna Gromann senkte den Blick. Langsam sagte sie: „Ich will mal sehen, Herr Paetow. Vielleicht komm' ich in nächster Zeit mal wieder vor und seh nach dem Rechten.“ Sie ließ ihm mit einem „Auf Wiedersehn!“ die Hand, die er bewegt drückte. Auch den ganzen Heimweg lebte keine rechte Freude darüber in ihr; denn sie hatte das Gefühl, sich etwas vor Gerd Paetow vergeben zu haben; dazu fraß in ihrem Herzen die alte Unruhe, weil sie ahnte, daß zwischen ihr und Gerd Paetow noch nicht das letzte Wort gesprochen war.

Wie, wohl ein Jahr später, Gerd Paetow in seinem schwarzen Kirchrock vor ihr stand, da wußte sie, daß heute eine entscheidende Frage fallen würde. „Hanna,“ nahm er in der alten bedächtigen Weise, die sie vor Jahren so empört hatte, das Wort; „ohne Frau geht das in meinem Hause nicht so weiter. Sie haben ja manchmal nach dem Rechten gesehn; aber das ist doch alles halb. Ich möchte für meine Toni wieder 'ne Mutter haben. So eine, die auch was von dem Kinde hält und es liebevoll behandelt. Hanna, wenn ich dich nun frage, ob alles von damals vergessen sein soll, willst du es dann versuchen mit mir, so wie ich hier vor dir stehe?“

„Nein, so nicht, Gerd Paetow!“ entgegnete Hanna kühl und blickte an ihm vorbei zum Fenster hinaus. Der Mann riß in schmerzlichem Staunen die Augen auf. „Warum denn nicht? Kannst du mir denn nicht vergeihen? Ich habe doch auch schwer gebüßt.“ Er stockte und fügte leiser hinzu: „Das Trinken hab' ich mir beinahe ganz abgewöhnt.“ — Hanna Gromann nickte. „Ja, das ist alles ganz schön und gut, Gerd Paetow, aber wer sagt mir, daß die Besserung auch anhält. Um meines Kindes willen hätt' ich vielleicht „Ja“ gesagt; aber ich pass' nicht in 'ne Wirtschaft!“ Ganz unwillkürlich war auch ihr das trauliche „Du“ wieder über die Lippen gekommen. „Und wenn ich die Wirtschaft verkauf' und wieder auf See zu geh', willst du dann meine Frau werden?“

Er blickte ihr gespannt in die Augen. „Ist das dein Ernst?“ „Mein Wort darauf, Hanna!“ Seine Rechte streckte sich ihr entgegen. — „Schön, Gerd! Zeige erst, daß du das saule Wirtschaftsleben satt hast; daß du wieder arbeiten willst um mich; — dann will ich es noch einmal mit dir versuchen. Darauf hast auch du mein Wort!“

Sie legte ihre Hand in seine und blickte ihn fest in die Augen. So kamen Hanna Gromann und Gerd Paetow wieder zusammen.

**Unsere Bilder.**

**Französische Opfer englischer Flieger.** In Peronne in Nordfrankreich wurden durch englische Fliegerbomben fünf friedliche französische Einwohner getötet und weitere zehn zum Teil schwer verletzt. Die Opfer wurden mit militärischen Ehren zu Grabe getragen. Die deutsche Kommandantur stiftete einen großen Kranz, welcher von unseren Feldgrauen getragen wurde, und der Stadtkommandant Oberstleutnant v. Krupka nahm zum Beweis der Teilnahme persönlich an dem Trauerzug teil. Unsere Aufnahme zeigt den von jungen Französischen eröffneten Zug auf dem Wege zum Friedhof.

**Sprüche.**

Der reinste Schatz, den uns das Leben bietet, ist fleckenloser Ruf.

Es ist gefährlicher, den Menschen einen Haß als eine Liebe entreißen zu wollen.

In dem Gedicht „Schweres Los“ von B. Pettit in Nummer 32 unseres Blattes ist aus Versehen die letzte Zeile fortgeblieben. Der Schluß des Gedichtes soll heißen:

Er träumt. — O still, daß nicht der Schmerz hab' Raum!

Dem Blinden lacht das Glück ja nur im Traum.

**Wie's Graf Haefeler machte.** Eine sehr glückliche Methode, seine Soldaten vor Uebervorteilung zu bewahren, hatte Graf Haefeler als kommandierender General des 16. Armeekorps in Metz. Als er einmal vor dem Ausmarsch der Truppen sah, daß sich die Mannschaften in den Kantinen noch Wurst, Käse usw. kauften, ging er auch zu dem Wirt und ließ sich für 10 Pf. Leberwurst und für 10 Pf. Lothringer Landkäse geben. Beides wurde ihm fein eingewickelt überreicht. Er ließ nun eine Anzahl Soldaten, die auch für 10 Pf. Wurst und Käse gekauft hatten, antreten und zeigte ihnen die Portionen, die er erhalten hatte, mit der Frage, ob sie ebensoviel bekommen hätten. „Nein, Excellenz, nur halbsoviel!“ war die Antwort, und ein Vergleich bestätigte, daß die Soldaten recht hatten. Schon am anderen Tage erschien

geglaubte überzeugte seine Freunde und Verwandten durch den Augenschein, daß er noch frisch und munter sei, und fuhr dann mit seiner Todesanzeige in der Tasche zu seinen Eltern, die glücklicherweise von der falschen Todesnachricht noch keine Kenntnis hatten.

**Vor Gericht.** Vorsitzender: „Was i Ihnen Sie uns nun über den Leumund deß Angeklagten sagen?“ — Dorfschulze: „Na, Herr Gerichtsrat, er ist g'rad keiner von den Besten und auch keiner von die Schlechtesten, er ist halt so einer . . . na, wissen Sie so einer wie wir zwei, Herr Gerichtsrat“

**Gheliches.** Sie: „Ich weiß wirklich nicht, von wem unsere Elfe die spitze böse Zunge geerbt hat! Von mir sicher nicht!“ — Er: „Nein, denn du hast ja deine noch!“

**Vielsagende Annonce.** Kavaller sucht eine Frau, womöglich mit großen Körperfehlern.

**Unter Badfischen.** „Dein letzter Ballherr war ein Oberprimaner?“ — „Ich habe überhaupt nur erstklassige Verbindungen.“

**Abgewinkt.** Friseur (zum Kunden): „Ihr Scheitel wird schon recht lahl, Herr Berger. Haben Sie mein Haarmitel „Birkeneffenz“ jemals angewendet?“ — Kunde: „Nein, nein; Ihr Haarmitel ist daran ganz unschuldig!“

**Schöste Zerstretheit.** Professor: „Um, hm, ich habe keinen Bleistift bei mir, muß mir gleich notieren, daß ich mir einen kaufe!“

**Gestillte Neugier.** Neugieriger: „Sagen Sie, Herr Amtsdienner, wieviel Herren arbeiten eigentlich in Ihrer Kanzlei?“ — Amtsdienner: „Kaum die Hälfte.“

**Geplänkel.** Gattin: „Ich heirate sicher nicht wieder, wenn du vor mir sterben solltest.“ — Gatte: „Du fürchtest wohl, einen solchen Mann, wie ich bin, nicht wieder zu bekommen?“ — Gattin: „Nein, im Gegenteil!“

**Naiv.** Hausfrau: „Minna, laufen Sie doch mal schnell zum Metzger, und sehen Sie zu, ob er Kalbsfüße hat.“ — Minna (zurückkehrend): „Ich konnt's nicht sehen, gnä' Frau, er hatte Stiefel an.“

**Stimmt.** Leutnant A.: „Die Frau Major sieht heute aber alt aus!“ So alt hat sie noch nie ausgesehen.“ — Leutnant B.: „Na, so alt wie heute war sie ja auch noch nie!“

**Rätsel.**

Sie ging mit Eins und Zwei;  
Ich gab ihr das Geleite.  
Drauf bat ich sie um Eins,  
Und sie gab mir das Zweite.

**Auflösung des Räfels in voriger Nummer.**  
Grille.



Neue Metallmasken gegen giftige Gase im französischen Heere.

Die Masken sind aus Aluminium hergestellt und enthalten Watte, welche mit besonderen Säuren getränkt ist.

**Der Weltkrieg und der internationale Bibelverbrauch.** Der Bericht der 111. Versammlung der Internationalen Bibelgesellschaft hat, wie die Times bekanntgegeben, gezeigt, daß „der Krieg und die durch ihn bedingten Opfer die Menschen zu Gott zurücktreiben“. Die in dem Berichte veröffentlichte Statistik läßt erkennen, daß der Verbrauch an Bibelausgaben während des Krieges gewaltig gestiegen ist. Im letzten Friedensjahre hatte die Gesellschaft 9 000 000 Bibelübersetzungen herausgegeben. Im ersten Kriegsjahr aber ist die Zahl auf 10 162 413 Exemplare gestiegen. 1914 wurde mehr als eine Million der durch die Gesellschaft gedruckten Bibeln in Deutschland und Oesterreich in Verkehr gebracht. Dieselbe Zahl wurde nach Indien und Ceylon gesandt, und 2 660 000 nach — China. Während des letzten Jahres wurden neue Uebersetzungen hergestellt, so daß das Bibelwerk jetzt in 487 verschiedenen Mundarten erhältlich ist. Der Bericht stellt fest, daß der Verbrauch an Bibeln in England durch den Krieg bisher um 700 000 Exemplare gesteigert wurde.

dann an den Kantinenwirt ein Befehl, daß er für 10 Pf. 80 Gramm Leberwurst oder 150 Gramm Lothringer Käse zu verabreichen habe. Soviel hatten die Portionen gewogen, die der Graf Haefeler selbst erhalten hatte. Ob der Kantinenwirt, der den General besonders gut hatte bedienen wollen, dabei auf die Kosten gekommen sein wird, ist natürlich eine andere Frage.

**Ein Totgeglaubter auf Urlaub.** Daß ein Urlauber mit seiner Todesanzeige und einem ehrenvollen Nachruf in der Tasche bei seinen Eltern ankommt, dürfte nicht alle Tage vorkommen. Der älteste Sohn eines Böttchermeisters in B. hatte im Felde Urlaub erhalten und zuerst Leipzig aufgesucht, wo er bis zum Kriegsausbruch als Kaufmann tätig gewesen war. Sein Erscheinen rief unter seinen dortigen Verwandten und Freunden eine nicht geringe Aufregung hervor. Er hatte bereits als gefallen in einer Zeitung gestanden, man hatte darauffin seinen Tod angezeigt, und auch der Turnverein, dem er angehörte, hatte es sich nicht nehmen lassen, ihm einen ehrenvollen Nachruf zu widmen. Der Tot-

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Wesf vom 19. Juni 1921.) Verantwortl. Redakteur E. Kellen, Bredebach (Ruhr). Gedruckt bei Gredebach & Koenen, Ess. n (Ruhr).